

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Band: 49 (1969-1970)
Heft: 5: Die Fremdarbeiterfrage

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher

ZUR POLITISCHEN WISSENSCHAFT

Vier Einführungen

Dass das politische Geschehen – der innenpolitische Entscheidungsprozess wie die internationalen Beziehungen – zum Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung gemacht wird, ist nicht neu; die Politische Wissenschaft hat bereits eine lange und ehrwürdige Tradition. Neu hingegen ist die in den letzten Jahren immer stärker gewordene quantitative «Proliferation» dieses Faches. Das gilt insbesondere für den deutschen Sprachbereich, wo die Zahl der Lehrstühle und Studienabschlüsse auf dem Gebiet der Politischen Wissenschaft in jüngster Vergangenheit in einer steilen Kurve nach oben schnellte.

Diese Entwicklung widerspiegelt sich auch auf dem Büchermarkt, indem jetzt immer mehr neue Lehrbücher und Leitfäden herausgebracht werden. *Manfred Hättich*, Professor für Politische Wissenschaft an der Universität von Mainz, legt jetzt den ersten Band eines auf drei Teile geplanten «Lehrbuchs der Politikwissenschaft» vor¹. Das Buch ist gedacht als Einführung für erstsemestrige Studenten und behandelt in klarer, einfacher Sprache die wichtigsten Fragestellungen, den formalen Grundriss und die weiteren Sachbereiche der Politikwissenschaft. Hättich hat seine Arbeit didaktisch äusserst geschickt aufgebaut – beispielsweise helfen Fragen und Aufgaben am Schluss jedes Kapitels zur Vertiefung und Kontrolle des Gelesenen –, und der Inhalt, besonders etwa die Abschnitte über politische Ethik und Innenpolitik, besitzt eine Gediegenheit, die auch einem Werk anstünde, das nicht das Etikett «Lehrbuch» trägt.

Wie jedes Lehrbuch, das den Studenten in die Problematik einer bestimmten Disziplin einführen möchte, ist auch die Arbeit Hättichs von jenen Vorstellungen geprägt, die im betreffenden Land von der jeweiligen

Struktur dieser Disziplin vorherrschen. Und da muss für den Fall Deutschland gleich darauf hingewiesen werden, dass sich hier die Politische Wissenschaft von Anfang an in einer besonderen Situation befand: Zunächst der «Entnazifizierung» und der Einpflanzung eines demokratischen Bewusstseins dienend, blieb sie auch weiterhin eine «praktische Wissenschaft» (Arnold Bergsträsser), die sich vor allem mit der Frage befasst, «was im Licht des Möglichen und wünschbar Guten geschehen solle und könne». Daher rührt auch die starke Betonung der Ideengeschichte und der politischen Ethik in der deutschen Politischen Wissenschaft, während andererseits die theoretische Hypothesenbildung im Sinne der modernen sozialwissenschaftlichen Forschung oft etwas vernachlässigt wird. Wer sich über die Lehrtradition, die besondere Situation und die gegenwärtigen Tendenzen der deutschen Politischen Wissenschaft orientieren möchte, greift im übrigen am besten zur Aufsatzsammlung «Politische Wissenschaft in Deutschland» von *Hans Maier*, Ordinarius in München².

Falls das spezifisch deutsche, praktische Ziel der Politischen Wissenschaft in offener und redlicher Absicht verfolgt wird, wie dies bei Hättich offensichtlich der Fall ist, darf ein solches Bemühen zumindest als ein wertvoller Beitrag zur staatsbürgerlichen Bildung gewertet werden. Fragwürdig wird die Politische Wissenschaft aber, wenn sie ihre Praxisbezogenheit vorwiegend als Kritik versteht – als eine Kritik jedoch, der jeder klare und bewusste Massstab fehlt; fragwürdig wird sie, wenn ihre Interessen sich angeblich «objektiv am Ziel der Aufhebung von Herrschaft, die weder als anthropologisch notwendig noch als sozial unaufhebbar gelten kann und durch die

Analyse ihrer historisch-sozialen Bedingungen den ideologischen Schein des Irreversiblen einbüsst», orientieren. Diese Definition, die ganze Wolken schumrigster Kategorien durcheinanderschiebt, entstammt der «Einführung in die Politische Wissenschaft», die *Wolfgang Abendroth* und *Kurt Lenk* herausgegeben haben³. Dass in einem Buch wie diesem das liberale Modell der Wirtschaftsordnung einzig aufgrund einer Arbeit von Jürgen Habermas erklärt wird, entspricht wohl nicht bloss einem kleinen methodischen Defekt, sondern tieferliegenden Verwirrungen. Es dürfte sich allerdings kaum lohnen, in einer Rezension allen diesen Verwirrungen noch weiter nachzugehen – über dieses Buch erübrigt sich jede weitere Diskussion.

Das darf man um so eher behaupten, als es nun im deutschen Sprachbereich eine «Einführung in die Politikwissenschaft» gibt, die man vorbehaltlos als das beste Buch dieser Gattung bezeichnen darf und das dank seiner klaren Gedankenführung jedes Missverständnis von vornherein zu beseitigen vermag: nämlich der schmale Band des Tübinger Politologen *Gerhard Lehbruch*⁴. Es bietet vor allem eine Methodologie. Die Natur des Erkenntnisprozesses und der Theoriebildung werden gründlich dargestellt, das Problem der «Wertfreiheit» findet eine sehr nützliche Klärung, und die verschiedenen Verfahren der empirischen Forschung werden ausführlich geschildert. Die darstellenden Teile selber – Lehbruch befasst sich mit der politischen Theorie, den politischen Systemen, der politischen Soziologie und den Internationalen Beziehungen – sind, dem Charakter einer Einführung entsprechend, sehr knapp gefasst, geben aber kommentierte Literaturhinweise. Lehbruch steht in bezug auf die Methodenfrage entschieden auf dem Boden der empirischen Sozialforschung. Man kann nur hoffen, dass sein Buch zu einer intensiven Auseinandersetzung und Klärung der Methodenfrage führt, denn diese Frage findet sich in der Politischen Wissenschaft des deutschen Sprachbereichs aus Gründen, die mit dem Aufbau dieser Disziplin nach dem Zweiten

Weltkrieg zusammenhängen, leider in einer ziemlich verworrenen Situation. Nur ein Teil der Politologen hat hier wirklich den Anschluss an die internationale Diskussion gewonnen.

Dazu gehören sicher auch die Verfasser des von *Gisela Kress* und *Dieter Senghaas* herausgegebenen Buches «Politikwissenschaft – eine Einführung»⁵. Da es sich hierbei um einen Sammelband mit 14 verschiedenen Beiträgen handelt, kann es an dieser Stelle leider nicht ausführlich besprochen werden. Wie bei derlei Werken üblich findet sich hier Hervorragendes neben Schwachem, Originelles neben Dürftigem. Interessant ist beispielsweise Wolf-Dieter Narx unter dem Titel «Logik der Politikwissenschaft – eine propädeutische Skizze» veröffentlichte Typologie der politischen Theoriebegriffe – in seiner Beschränktheit der Argumentation nachgerade entwaffnend dagegen der Beitrag «Zur politischen Ökonomie des politischen Systems». Die meisten Beiträge vermitteln in erster Linie eine Übersicht über den heutigen Stand der Forschung in den verschiedenen Teilbereichen der Politischen Wissenschaft und sind darum mehr referierend als analysierend abgefasst. Dass die Verfasser – fast ausnahmslos Assistenten an sozialwissenschaftlichen Instituten der Universität Frankfurt – sich dabei freilich weitgehend eines bombastisch aufgedonnerten, jedoch nur selten wirklich unerlässlichen Fachjargons bedienen, kann allerdings nur bedauert werden: Jene, die dieses Buch lesen sollten, nämlich Studenten der unteren Semester, werden es vermutlich gar nicht lesen können; jene, die es lesen könnten, haben dies andererseits kaum mehr nötig. Es wäre wohl die Aufgabe des Verlags gewesen, den Verfassern in didaktischer Hinsicht etwas an die Hand zu gehen.

Daniel Frei

¹ Band 1: Grundlegung und Systematik, Verlag v. Hase & Koehler, Mainz. – ² R. Piper & Co., München. – ³ Sammlung Dalp, Band 102, Francke-Verlag, Bern-München. – ⁴ Zweite, veränderte Auflage, W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart. – ⁵ Reihe «Kritische Studien zur Politikwissenschaft», Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main.

KÄSTNER FÜR ERWACHSENE

Einer der letzten Beiträge der achtbändigen Ausgabe der *Gesammelten Schriften für Erwachsene*, die Erich Kästners literarisches Schaffen im Überblick – aber unter Ausschluss des Jugendbuchautors – darbietet, ist die Gedenkrede auf Annette Kolb¹. Kästner hat sie am 19. April 1968 im Rahmen einer öffentlichen Veranstaltung der PEN-Jahresversammlung in Kassel gehalten, mit durchschlagendem Erfolg, wie ich als Augen- und Ohrenzeuge versichern kann. Nun bietet gewiss die Persönlichkeit, die bei diesem Anlass zu ehren war, dem witzigen Causeur ganz besondere Gelegenheit zu wohlgezielten Anmerkungen. Was tut er, um Mademoiselle Kolb zu schildern? Er nennt sie zuverlässig eine Persönlichkeit und fügt bedauernd hinzu, dass er leider nicht zu sagen wisse, was das sei. Er zitiert einschlägige Wörterbücher und Lexica und nimmt dabei die Gelegenheit wahr, den gelehrten Verfassern Phrasen nachzuweisen. Er lässt gelten, dass man eine Persönlichkeit nicht beschreiben, sondern erleben müsse. Am untrüglichen erweise sie sich in ihrer Ausstrahlung. Und dann, endlich, kommt er auf Annette Kolb zu sprechen, auf ihre Ausstrahlung, die ihn an Friedrich den Grossen denken lässt. Man hätte sich nicht gewundert, wenn sie gleich jenem «Bon soir, messieurs!» gesagt hätte. Sofort muss er beifügen, dass ihr die Preussen von Herzen zuwider gewesen seien. Scheinbar leichthin plaudert er so daher; aber die Wörter und Sätze fügen sich zu einem Kabinetstück, zu einer meisterhaften Skizze. Ich weiss nicht, was ich mehr bewundern soll, die Unmittelbarkeit, mit der Erlebtes und Beobachtetes hereingenommen ist, oder die wache Vernunft, die vor allem Pathos bewahrt. Einmal spricht Kästner von der Liebe und Verehrung der Freunde, die der Persönlichkeit Annette Kolb galten: «mit Haut und Haar, auch wenn es wenig Haar war.» Nur kein Überschwang, dagegen Wahrheit! Man soll auch in der Erinnerung ehrlich sein.

Die Rede enthält im kleinen, was Kästners Schriften (für Erwachsene und für Kinder) auszeichnet. Dieser Schriftsteller unterhält und amüsiert, indem er aufklärend und vernunftmässig zu uns spricht. Hermann Kesten nennt ihn im Vorwort einen Moralisten; lieber noch spräche man von einem charmanten Rationalisten.

Die achtbändige Ausgabe seiner Schriften für Erwachsene, die zu seinem siebenzigsten Geburtstag erschienen ist, belegt diese Eigenschaft in allen ihren Teilen. Die Gedichte, die einen stattlichen Band füllen, sind Verse zum Gebrauch; die Romane, auch die autobiographischen Bücher und die kurzen Geschichten sprechen uns als Zeitgenossen an. Die Theaterstücke, allen voran «Die Schule der Diktatoren», aber auch «Zu treuen Händen» und andere, machen die Bühne zum Forum für Zeitprobleme. Drei umfangreiche Bände füllen die «Vermischten Beiträge», nämlich Zeitungsartikel, Reden, Glossen, Kabarett-Texte. Was da – rein äusserlich – wie Nebenwerk erscheint, ist in Wahrheit wesentlich, Zeitgenossenschaft im geschliffenen, durchgeformten Wort. Man mag herausgreifen, was immer man will, immer ist es eine «Reise in die Gegenwart», wie ein Tagebuchblatt aus dem Jahr 1947 überschrieben ist. Es beschreibt Kästners Reise in die Schweiz zum PEN-Kongress in Zürich, und es verbindet das persönliche Erlebnis mit der Reflexion tagespolitischer Fragen. Ob Erich Kästner vor den Auslagen des Delikatessengeschäfts von Corrieri steht, oder ob er «die deutsche Frage» anschneidet, die eben an diesem Kongress hohe Wellen schlug, immer ist er ganz dabei, als ein wacher, kritischer, klarer Geist. Verbindlichkeit und Gewandtheit zeichnen seine Schriften aus; man sollte diese Eigenschaften nicht mit Farblosigkeit verwechseln. An die Freiburger Studenten, die gegen das Comeback des «Jud-Süss»-Regisseurs Veit Harlan protestierten, schrieb er einen Brief, in dem sich der Satz

findet: «Wenn die Anhänger der echten und insofern die Gegner einer nur formalen Demokratie nicht scharf aufpassen, wird die noch sehr junge und ganz und gar nicht gesunde Bundesrepublik solange mit dem Schwert der Gerechtigkeit herumfuchteln, bis sie auf diese Weise, obzwar versehentlich, Selbstmord begeht.» Das war 1949. Aber der Kritiker bleibt uns auch nicht schuldig, die archimedischen Punkte anzugeben, auf die er die Gesellschaft von morgen gründen will. Der erste besteht darin, dass jeder Mensch auf sein Gewissen hört, der zweite darin, dass sich jeder Mensch Vorbilder suche, «und es ist unwichtig, ob es sich dabei um einen grossen toten Dichter, um Mahatma Gandhi oder um Onkel Fritz aus Braunschweig handelt, wenn es nur ein Mensch ist, der im gegebenen Augenblick ohne Wimperzucken das gesagt und getan hätte, wovon wir zögern».

Die nüchterne Gemütslage, verbunden mit einem erfrischenden Humor, zeitigt Formulierungen, die Kästner – ob er will oder nicht – in den Rang eines Klassikers der deutschen Literatur erheben. Da plau-

dert er etwa über Talent und Charakter und setzt, scheinbar beiläufig, folgendes hin: «Die weisse Weste soll für uns keine Ordenstracht sein und auch keine Parteiuniform, sondern eine Selbstverständlichkeit. So wenig wie die Qualität des Sitzfleisches ein Gesichtspunkt für die Verleihung verantwortlicher Stellungen sein darf, so wenig darf Heinrich Heines Hinweis unbeachtet bleiben, dass es auch unter braven Leuten schlechte Musikanten gibt.» Welches Etikett soll man ihm aufkleben? So hat er einmal selbst gefragt, in der kleinen Rede «Kästner über Kästner», und die Antwort, die er sich selber erteilt, überrascht im Grunde nicht: er sei gar kein Schöngest, er sei ein Schulmeister. Er sei ein Urenkel der deutschen Aufklärung, spinnefeind der unechten Tiefe, untertan und zugetan der Aufrichtigkeit des Empfindens, der Klarheit des Denkens und der Einfachheit in Wort und Satz.

Anton Krättli

¹ Erich Kästner, *Gesammelte Schriften für Erwachsene*, 8 Bände, Atrium-Verlag, Zürich 1969.

ANALYSE DES MENSCHLICHEN VERHALTENS

Zur Ausgabe der Werke des jüngeren Crébillon¹

«Die Tugend wird stets von tiefem Seelenfrieden begleitet; sie ist zwar kein Vergnügen, aber sie schafft Genugtuung.» So philosophiert der jugendliche Höfling Amanzei in dem «moralischen Märchen» vom «Sofa», das er seinem gelangweilten Sultan als Zeitkürzer erzählt. Die Situation ist aus der arabischen Märchensammlung von «Tausendundeiner Nacht» bekannt: Man bringt Tyrannen auf unblutige Gedanken, indem man sie gut unterhält. Crébillon der Jüngere, einer der grossen französischen Erzähler im 18. Jahrhundert, imitiert diese Fiktion; aber er setzt im «Sofa» andere Akzente als sein orientalisches Vorbild: Unverhohlen übt er Kritik an der Pariser Gesellschaft seiner

Zeit, die sich rächte, indem sie ihn einen Monat nach dem Erscheinen seines «Märchens» aus Paris verbannte. Es hatte ihm also wenig genützt, dass er seine Gestalten ein orientalisierendes Kostüm tragen liess; wer gemeint war, erkannte sich auch in exotischem Gewande.

Das war freilich nicht schwierig, denn die Maskerade *sollte* durchsichtig sein; ein bisschen Skandal lag durchaus in Crébillons Absicht. Ob ihm auch daran lag, die Sitten, die er so freimütig schilderte, zu bessern, mag dahingestellt bleiben. Die Bezeichnung «Moralist» hat im Frankreich des 18. Jahrhunderts einen anderen Sinn als im modernen Deutsch: Sie meint weder einen Moralprediger noch überhaupt einen

Mann, dem es um die Sittlichkeit zu tun ist, sondern einen welterfahrenen Schriftsteller, der die Sitten seiner Zeit schildert, gleichgültig ob sie gut oder böse sind. Dabei galt es keineswegs als anstössig, ein wenig frivol zu sein; seit Molière mit seinem Dom Juan den Libertin bühnenfähig gemacht hatte, bewunderte man insgeheim den frechen Verführer, welcher der öffentlichen Kritik ausgesetzt war. Man heuchelte Ehrbarkeit, besonders in den führenden Gesellschaftsschichten, aber man fand tausend Möglichkeiten, die Grenzen zu überschreiten, welche Kirche und Moral gezogen hatten. Hier setzt das Werk des Moralisten Crébillon ein: Er erzählt das Märchen von dem Wesir, der zur Strafe für seinen lasterhaften Lebenswandel in ein Sofa verwandelt worden ist und nun registriert, was auf ihm geschieht. Ich sage mit Absicht: registriert; denn Crébillon schreibt mit jener unterkühlten Sachlichkeit, der nichts Menschliches entgeht, weil sie sich selbst von jedem Anflug der Teilnahme freizuhalten weiss. Mehr als die Sitten und Unsitten der Zeit legt Crébillon die Triebkräfte des Menschen und sein Verhalten bloss; denn der Mensch und vor allem die Frauen stehen im Zentrum seiner psychologischen Neugier. So entsteht zwar kein Kinsey-Report des Ancien régime; wohl aber ist es richtig, wenn man Crébillon als Vorläufer Stendhals bezeichnet, der ihn hoch schätzte und viel von seiner distanzierten Schreibweise gelernt hat.

Crébillons Werke haben seit dem Tode des Autors ein Untergrunddasein geführt. In Frankreich wurden sie indiziert, verboten, verbrannt; in Deutschland gingen sie heimlich von Hand zu Hand, obwohl «Das Sofa» bereits 1765 übersetzt worden ist. Es ist ein unbestreitbares Verdienst des Propyläen-Verlages in Berlin, dass er das Gesamtwerk dieses Autors in acht kommentierten Bänden vorlegt, die Gotthard de Beauclair typographisch hervorragend eingerichtet hat. Als Herausgeber zeichnet der Berliner Romanist Erich Loos; die Übersetzungen stammen von Erika Höhnisch, Eva Rechel-Mertens und Ernst Sander, sind aber aus erstaunlich einheit-

lichem Guss. Als Textgrundlage diente die Londoner Gesamtausgabe von 1777; doch wurden auch bisher unbekannte Stücke nach Handschriften erstmalig publiziert. Amüsant, wenngleich nicht durchweg überzeugend wirken die farbigen Illuminationen, die Heinz Trökes nach Vorlagen des 18. Jahrhunderts montiert, geklebt und weitergezeichnet hat. Originale Illustrationen der Zeit wären uns freilich lieber gewesen als diese Zwittergebilde aus Rokoko und Pop art. Oder sollte hier die These gestützt werden, dass Crébillon auch ein Vorläufer Henry Millers sei?

Auf der Suche nach Vorläufern à tout prix gerät man leicht ins Dickicht der beliebigen Parallelen. Crébillon war durchaus ein Kind, ja ein Repräsentant seiner Zeit, was keine Schande ist, wenn man dem einsichtigen Wort des Kultursoziologen Alexander Rüstow zustimmt, das 18. Jahrhundert – das Jahrhundert der Aufklärung – sei das einzige gewesen, dessen sich die Menschheit nicht zu schämen brauche. Sie braucht sich auch des jüngeren Crébillon nicht zu schämen, der den Mut zur Darstellung des Menschen in erotischen Situationen hatte, als zu diesem Unternehmen noch Takt und Geschmack nötig waren. Freilich lohnte die Menschheit die Kühnheit der Aufklärer schlecht, weil sie sich, wie Sigmund Freud einmal sagt, durch deren erhellendes Wirken in ihrer Eigenliebe gekränkt fühlte: «Man darf es nicht vor keuschen Ohren nennen, / Was keusche Herzen nicht entbehren können.» Crébillon hielt sich nicht an die Weisheit Mephistos; was ihn jedoch wesentlich von der humorlosen Schar moderner Decouvrierautoren unterscheidet, ist seine angeborene Grazie, eine typische Mitgift des 18. Jahrhunderts. Die verfänglichsten Szenen werden nicht mit plumper Direktheit, sondern mit Delikatesse geschildert, und auch darin bleibt Crébillon ein Kind seiner Zeit, dass ein feiner Hauch von Heuchelei und falscher Tugendhaftigkeit über seinen Szenen liegt, den wir nicht einmal missen möchten. Er spielt das Spiel mit, das zu entlarven er sich anschickt; er scheint sich zu entrüsten und redet von «Schmach» und von «Schande»,

wenn eine Frau, von ihren Gefühlen überwältigt, sich dem Liebhaber hingibt, aber man hört seine Ironie heraus, die mit der Grazie einen reizenden Bund eingeht. Wieland ist der einzige deutsche Autor, der – nicht zuletzt auf Crébillons Spuren – ähnliche Wirkungen erreicht und gerade darum immer wieder Anstoss erweckt hat.

Aber auch in der Form bleibt Crébillon seinem Jahrhundert immer treu. Die Bände III, IV, VII und VIII der Gesamtausgabe, die uns zur Anzeige vorliegen, enthalten neben dem Märchen vom «Sofa» zwei moralische Dialoge, vier Bücher Briefe, angeblich «Aus dem Nachlass des Alkibiades», und den Roman «Die glücklichen Waisen», eine «Geschichte nach englischem Vorbild». Sie behandelt das Thema der verfolgten Unschuld und der gekränkten Tugend, brachte es aber nicht zu europäischem Ruhm wie ihre Muster, Samuel Richardsons Romane «Pamela» und «Clarissa». Freilich ist der Franzose skeptischer im Hinblick auf die menschliche Natur als der Engländer: Was die Unschuld zu leiden hatte, spiegelt sich im seelenzergliedernden Briefbericht ihres Verfolgers an seinen Vertrauten. Dieses Lehrbuch der Abgründe des menschlichen Herzens sprach das Publikum der Empfindsamkeit verständlicherweise weniger an als Richardsons Rührseligkeit, erscheint aber heute gerade als derjenige Teil des Romanes, der

am wenigsten zeitgebunden ist. In den «Athenischen Briefen», die hier, von Ernst Sander geschmeidig übersetzt, zum ersten Male in deutscher Sprache vorliegen, huldigt Crébillon der Griechenmode seiner Zeit, ohne die Griechen zu meinen: Das Ziel seiner moralischen Kritik ist wiederum die Pariser Gesellschaft. Zeitgenössische Rezensionen zeigen, dass man den Autor verstand. Faszinierend ist das Kalkül, das der Held Alkibiades anwendet, um seine politischen, gesellschaftlichen und erotischen Ziele durchzusetzen; faszinierend auch die Fähigkeit des Autors, den literarischen Exotismus in seine Dienste zu stellen. Denn den Lesern des 18. Jahrhunderts erschienen die klassischen Griechen nicht weniger exotisch als die Araber und die Chinesen, in deren Welt Crébillon seine anderen Romane spielen liess, und selbst die Engländer dienten ihm dazu, die Schärfe seiner Zergliederungskunst milder erscheinen zu lassen. Der Exotismus bot einem Autor des 18. Jahrhunderts die Möglichkeit, die Eigenliebe seiner Landsleute zu schonen.

Horst Rüdiger

¹ Crébillon der Jüngere, Das Gesamtwerk in acht Bänden, herausgegeben und eingeleitet von Erich Loos. Nach der Londoner Gesamtausgabe aus dem Jahre 1777 und nach Handschriften zum Teil erstmals gedruckt, Propyläen Verlag, Berlin 1968.

LITERATUR UND POLITIK

«Der neue Mensch steht weder rechts noch links – er geht»

Im Februar 1968 trug *Herbert Meier* an einem Vorleseabend im Rahmen des «Zürcher Kolloquium» und der «Platte 27» sein Manifest vor, dem er den Titel «Die neuen Verhältnisse» gegeben hat. Herbert Meier glaubt nicht an die «blinde Revolution»; er dringt darauf, dass zielsicher das Notwendige in Angriff genommen wird, die menschenwürdige Umgestaltung der

ganzen Erde. Die kritische Vernunft, aber auch die Freiheit von ideologischer Verhärtung, die Sinngebung durch das Talent und die Verwirklichung christlicher Nächstenliebe sind die Mittel und Wege, die zu den notwendigen neuen Verhältnissen führen. In einem handlichen Bändchen (Flamberg Verlag, Zürich 1969) ist dieses knapp formulierte Manifest nun auch in Buchform greifbar, nachdem es schon durch die Tagespresse grosse Verbreitung erfahren hat. Peter Grotzer orientiert über die Vor-

geschichte und hat mit dem Autor ausserdem das Interview gemacht, das im «Tagesanzeiger» und im «Journal de Genève» erschienen und nun auch in die Buchpublikation aufgenommen worden ist. Von besonderem Interesse sind die Auseinandersetzung mit den Kritikern des Manifests und die drei Reden, die Herbert Meier dem Band ebenfalls mitgegeben hat: sie zeigen den Autor in der Konfrontation mit seinem Publikum.

Gedichte und Geschichten von drüben

Die Sammlungen von Gedichten und Geschichten aus Ostdeutschland sind zusammengestellt für den westdeutschen Schulgebrauch. Sie sollen wohl vor allem das gesamtdeutsche Bewusstsein wach erhalten, und sie tun es auf eine durchaus vertretbare Weise, indem sie nämlich sachlich orientieren über das literarische Schaffen und auch über die Bedingungen, unter denen es in der DDR steht. *Karl Heinz Brokerhoff*, der Herausgeber, gibt knappe Hinweise in der Einleitung und in den biographischen und bibliographischen Anmerkungen. Im übrigen sollen die abgedruckten Texte selbst sprechen: Geschichten, die – noch immer – der Bewältigung der Vergangenheit zu dienen haben, ferner Geschichten, die zur sozialistischen «Bewusstseinsbildung» beitragen sollen. Oder es sollen die Gedichte und Propagandaverse zur Diskussion stehen, die in der DDR gedruckt werden. Brokerhoff berichtet übrigens von einer Umfrage einiger Essener Gymnasiasten in 22 Buchhandlungen der Stadt. Nur zwei von ihnen konnten eine Anthologie mitteldeutscher Lyrik vorlegen. Seit elf Jahren habe bei ihm niemand mehr DDR-Lyrik verlangt, sagte einer der Befragten, und ein anderer gar entsetzt: «Das ist doch politisch!» Das ist zweifellos der Fall. Karl Heinz Brokerhoffs Textsammlungen, von denen bereits mehrere Bändchen vorliegen, bieten willkommene Gelegenheit, das Phänomen der politischen Dichtung an aufschlussreichen Beispielen zu studieren. (Hohwacht Verlag, Bad Godesberg.)

Das literarische Chanson in Deutschland

Wir schliessen hier ein paar Hinweise auf theoretische und historische Darstellungen des Gegenstandes an. In der Sammlung Dalp des Francke Verlages in Bern legt *Wolfgang Victor Ruttkowski* eine Untersuchung über das literarische Chanson in Deutschland vor, die vor allem den Überblick über eine ebenso weit verbreitete wie wissenschaftlich noch kaum erforschte Gattung erleichtert. Ruttkowskis Arbeit ist gekennzeichnet durch ihre klare Gliederung. Ihr Schwergewicht liegt auf dem historischen Teil, der unter anderem auf die grossen kabarettistischen Aufschwünge des Chansons in Deutschland zur Zeit der «Elf Scharfrichter» und Wedekinds eingeht und selbstverständlich auch dem politischen Chanson seine Aufmerksamkeit schenkt. Es wäre zu wünschen, dass die Geschichte des politischen Kabarets nicht nur – wie hier – rein stilkritisch aufgezeichnet würde, sondern auch als Wirkungsgeschichte. Denn das Chanson ist seit alters, seit den Bänkelsängern und Moritatenerzählern, ein Mittel des politischen Kampfes und der Auseinandersetzung. Seinen Wirkungen nachzugehen, hiesse den Einwirkungen der Literatur auf die politischen Zustände nachgehen.

Der Mensch im kommunistischen Lied

In einer Reihe von Arbeiten, die aus dem Institut für Publizistik an der Universität Münster hervorgegangen sind, ist auch die breit angelegte Arbeit von *Gert Hagelweide* hervorgegangen, deren Titel «Das publizistische Erscheinungsbild des Menschen im kommunistischen Lied, eine Untersuchung der Liedpublizistik der KPD (1919–1933) und der SED (1945–1960)» den Gegenstand genau umschreibt. Der Verfasser hat ein riesiges Material gesichtet und systematisch verarbeitet. Das politische Lied ist unter den Medien der Propaganda ein eher wenig beachtetes Element. Seine Bedeu-

tung für die Indoktrinierung der Massen ist indessen nicht zu unterschätzen, und gerade in der DDR wird mit Überlegung von diesem Mittel Gebrauch gemacht. Die Poesie erscheint in diesen Texten, von denen der Anhang eine Fülle publiziert, als Magd der Ideologie. Hagelweide formuliert die Ergebnisse seiner Arbeit am Schluss in einer Reihe von Thesen. Die im Selbstverlag des Autors erschienene Schrift macht auf ein paraliterarisches Phänomen von beträchtlicher politischer Bedeutung aufmerksam.

«Vernunft und Rebellion»

Unter diesem Titel sind nun in deutscher Übersetzung die Aufsätze zur Gesellschaftskritik in der deutschen Literatur erschienen, die der in London lebende und englisch publizierende Kritiker *Michael Hamburger* von 1957 bis 1965 geschrieben hat. Der Gesichtskreis erstreckt sich von Milton und Hölderlin bis zu Trakl, Benn und Kafka. Thomas Mann ist ein grosser Aufsatz gewidmet; eine Studie befasst sich mit dem Phänomen Heinrich Heine. Büchner und Nietzsche werden unter dem Aspekt von «Vernunft und Rebellion» betrachtet. Hamburger ist ein Kritiker, der aus gründlicher Kenntnis seines Gegenstandes und persönlichem Engagement heraus schreibt. Er will nicht literaturwissenschaftliche Forschung betreiben, sondern die lebendige Begegnung mit der Literatur fördern. (Reihe Literatur als Kunst, Carl Hanser Verlag, München 1969.)

Zur Frage der Zensur

Eine Studie über «Die literarische Zensur als Problem der Soziologie der Politik» legt (im Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1968) *Ulla Otto* vor. Sie ist namentlich in dem Teil aufschlussreich, der sich mit den Motiven befasst, von denen sich die

Zensoren literarischer Werke in der Regel leiten lassen: die Unbestimmtheit der Terminologie, die selbst in entgegengesetzten politischen und ideologischen Lagern mit Adjektiven wie «subversiv» und «obszön» arbeitet, muss dabei auffallen. Formal betrachtet hat die literarische Zensur ihren Platz in einer Welt statischer Weltordnungen und streng verbindlicher öffentlicher Ansichten, «nicht aber dort, wo der ungehinderte Prozess der öffentlichen Meinungsbildung als konstitutives Element der verfassungsmässigen Ordnung verstanden wird». Tritt sie demnach in freiheitlichen Demokratien auf, so deutet sie auf Dekadenzerscheinungen. Dem Versuch einer Theorie der literarischen Zensur, den die Verfasserin in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellt, liegen die Arbeiten des italienischen Soziologen Vilfredo Pareto (1848–1923) zugrunde.

«Kunst ist Revolution»

Zur Diskussion stellt der *Kunstverlag DuMont Schauberg* in Köln diese französische Essay-Sammlung mit dem Untertitel «Der Künstler in der Konsumgesellschaft». Wer sich über die progressiven Kunsttheorien in Frankreich an der Quelle orientieren will, greife zu dieser vorzüglich übersetzten Dokumentation der Reihe «DuMont Aktuell». Er lernt bei der Lektüre der Aufsätze von Jean Cassou, Michel Ragon, André Fermier, Alain Jouffroy und anderen, dass die Mai-Unruhen in Paris ein Happening und also eine Form von Kunst gewesen sind, er wird durch angriffige Formulierungen zu einer Überprüfung seiner Positionen gezwungen und erhält eine authentische Information über das Spannungsverhältnis zwischen Künstler und Gesellschaft, über die Möglichkeiten und die Problematik des Protests durch das Mittel der Kunst. Die Schrift will nicht aus wissenschaftlicher Distanz abschliessende Urteile geben, sondern ein Beitrag zur Auseinandersetzung sein. A. K.